# Sächsische Angelegenheiten.

**Billige Frühkartoffeln durch Zuschuß der Regierung und der Gemeinden.**

Vom Parteisekretariat für den 6. Wahlkreis ist an die Regierung die nachfolgende Eingabe gerichtet worden:

An die Hohe Königl. Sächsische Staatsregierung.

Der ergebenst Unterzeichnete bittet die Hohe Königl. Sächsische Staatsregierung, baldmöglichst Maßnahmen treffen zu wollen, die geeignet sind, der minderbemittelten Bevölkerung den Einkauf von Frühkartoffeln zu niedrigem Preise zu ermöglichen.

Nach einer amtlichen Mitteilung erklärt sich das Reich bereit, den Gemeinden, die den Minderbemittelten und Kriegerangehörigen Frühkartoffeln zum Kleinhandelspreise von 9 Pf. für das Pfund zugänglich machen, ein Drittel des sich daraus ergebenden Schadens zu erstatten, falls die übrigen beiden Drittel von den Bundesstaaten und den Gemeinden zu gleichen Teilen getragen werden.

Die Frühkartoffeln gelangen in den allermeisten Gemeinden zum Preise von 14 bis 16 Pfennig pro Pfund zum Verkauf. Das ist ein Preis, der für große Bevölkerungskreise, die auf die Kartoffel als Hauptnahrungsmittel angewiesen sind, unerschwinglich ist.

Die Gemeinden dürften größtenteils nur deshalb noch nicht zu einer Herabsetzung der Preise gekommen sein, weil von der Hohen Königlichen Staatsregierung noch nicht die Bereitwilligkeit zu erkennen gegeben ist, ein Drittel des entstehenden Schadens zu übernehmen.

Der ergebenst Unterzeichnete bittet die Hohe Königliche Staatsregierung darum, den Gemeinden bekannt geben zu wollen, daß sie ein Drittel des Schadens übernimmt. Darüber hinaus bitte ich ergebenst in Erwägung ziehen zu wollen, daß die allermeisten Gemeinden nicht imstande sind, auch nur ein Drittel des beim Kartoffelverkauf entstehenden Schadens tragen zu können und daß somit die Befürchtung wohl begründet ist, wonach die Gemeinden auch dann noch nicht auf die Verabfolgung der Frühkartoffeln zu ermäßigten Preisen zukommen, wenn sie auch nur ein Drittel des Schadens zu tragen verpflichtet sind. Damit wäre die bedauerliche Tatsache gegeben, daß tatsächliche Teile der Minderbemittelten nur deshalb sehr hohe Preise für Kartoffeln zahlen müssen, weil ihre Gemeinden finanziell wenig leistungsfähig sind und weil diese Tatsache von Reich und Staat bei den gesetzgeberischen Maßnahmen zu wenig Beachtung gefunden hat. Um zu einer befriedigenden Lösung zu kommen, erscheint es durchaus angebracht, daß von der Hohen Sächsischen Staatsregierung die verbleibenden beiden Drittel des beim Kartoffelverkauf entstehenden Schadens übernommen werden, um so mehr, als dadurch die entstehenden Lasten durch eine gerechtere steuerliche Verteilung getragen werden können.

Potschappel, den 28. Juli 1916.

Hermann Kahmann.

**Reiche Hamster.**

Vor dem Schöffengericht in Chemnitz wurde am Freitag ein Fall verhandelt, der sehr interessant dartut, wie die besitzenden Kreise zu hamstern wissen. Die Frau des Zigarrengroßhändlers Jenker in Chemnitz, der gegenwärtig als Feldwebel beim Heere steht, hatte bei der Fleischbestandsaufnahme im April d. J. angegeben, daß sie 18 Pfund Fleischwaren besitze. Da aber beim Lebensmittelamt eine Anzeige gegen sie wegen Fleischunterziehung eingegangen war, so wurde erst ihr Dienstmädchen vernommen, das auch so etwas wie eine Bestätigung der Anzeige durchblicken ließ, trotzdem ihm Frau Jenker gesagt hatte, nichts von Fleischvorräten anzugeben. Dann wurde eine Haussuchung vorgenommen. Dabei ließ die gnädige Frau den Polizeibeamten erst einige Stunden an der Vorsaaltür warten, immer mit der Antwort auf das Drängen des Beamten, zu öffnen, daß sie sich anziehe, ließen lasse, ja sogar, daß sie unwohl geworden sei, bis ihr Mann von Leipzig her ankam. Nunmehr wurden auf dem Boden erst die angegebenen 18 Pfund Fleischwaren zutage gefördert, dann aber im Keller über 400 Büchsen Konservenfleisch der verschiedensten Art, von Schinken in Burgunder an bis zu extrafeinen Delikatehwürstchen hinein, die insgesamt mehrere Zentner wogen. Das wurde natürlich beschlagnahmt, und die Frau erhielt einen Strafbefehl über sechs Wochen Gefängnis. Dagegen legte sie Berufung ein, so daß die Sache jetzt gerichtlich zum Austrag kam.

Vor Gericht gab die Frau an, die Konserven wären von ihrem Mann meistenteils in Leipzig gekauft worden, und zwar für sich, da er sie mit ins Feld nehmen wollte, auch gegen ihren Willen, da ihr das zuviel Konserven gewesen wären; deshalb habe sie auch geglaubt, diese Fleischwaren nicht angeben zu brauchen. Dem stand aber gegenüber, daß sie die in ihrem „Gewahrsam" befindlichen Fleischvorräte bezeichnen mußte, daß sie von den Konserven schon kleinere Teile für ihre Haushaltung gebraucht hatte — wenigstens für die Familienzugehörigen außer ihr, denn sie ißt keine Konserven, wie sie angab — und der Vorsitzende warf ein, daß daß man doch soviel Konserven fürs Feld nicht brauchen könne. Indes das Gericht hielt sie doch nicht in vollem Umfange für schuldig, schob vielmehr einen Teil der Schuld dem Manne zu, trotzdem es nicht die Gemeingefährlichkeit des Treibens der Frau verkannte, und änderte die Gefängnisstrafe in eine Geldstrafe von 1000 M. um. Das aber wird der Zigarrengroßhändler gut zu tragen wissen.

Im übrigen ist noch bemerkenswert, daß jenes nicht ganz standhafte Dienstmädchen von der Verurteilten inzwischen entlassen worden ist, weil eine solche verlogene Person nicht zu gebrauchen sei, wie sich die gnädige Frau ausdrückte — eine Begründung, die den Vorsitzenden zu der Mahnung an die Verurteilte veranlaßte, mit solchen Ausdrücken vorsichtiger zu sein, da sich ja in diesem Falle die Wahrheit der Aussage des Mädchens herausgestellt habe.

**Der Kriegsaufwand einer Großstadt.**

Die Zahl der bei dem Leipziger Stadtrat eingegangenen Kriegsunterstützungsanträge stieg im Laufe des zweiten Kriegsjahres von rund 53 000 um 18 000 auf 71 000 M. Die Kriegsunterstützungssätze wurden am 1. Oktober 1915 um 20 Prozent erhöht, was einen monatlichen Mehraufwand von reichlich 400 000 M. verursachte. Am 1. November wurden die Sätze einer Ehefrau noch um 3 M., die der übrigen Unterstützungen um monatlich 1,50 M. weiter erhöht. Im ersten Kriegsjahr hatte die Stadt Leipzig zur Unterstützung von Kriegerfamilien im Rahmen des Gesetzes vom 28. Februar 1888 rund 16 300 000 M. aufzuwenden, im zweiten Kriegsjahre aber 50 700 000 M., wozu noch der monatliche Aufwand von 7000 bis 8000 M. für Wochenhilfe kommt. Die Mietshilfsstelle hat vom 1. Oktober 1915 bis 1. Juli 1916 rund 20 000 Mietsregulierungen vorgenommen und in diesen drei Vierteljahren reichlich 900 000 M. aufgewendet. Für ergänzende Kriegsunterstützungen in besonderen Bedarfsfällen wurden im zweiten Kriegsjahre reichlich 900 000 M. aufgewendet. Die Krankenfürsorge an bedürftigen Kriegerfamilien ist am Anfange des laufenden Jahres auf die Hinterbliebenen ausgedehnt worden, die Kosten betragen jetzt monatlich etwa 20 000 M.

**Zur Bergakademiefeier.**

**Zu den ehemaligen Studierenden der Freiberger Bergakademie, die heute auf ein 150jähriges Bestehen zurückblicken kann, gehörten außer Theodor Körner auch Alexander von Humboldt, der 1791 immatrikuliert wurde, und der Dichter und Theosoph Friedrich von Hardenberg (Novalis) an. — Der Kohlenwerkbesitzer Bergrat Alfred Wiede in Weißenborn bei Zwickau hat der Akademie 100 000 M. gestiftet, deren Zinsen Professoren und Assistenten zu Forschungszwecken dienen sollen.**

**Kleine Nachrichten aus dem Lande.** Zur Hebung der Schweinezucht gibt die Stadtgemeinde Chemnitz an kleine Mäster, die sich verpflichten, Ferkel aufzuziehen und nach vollendeter Mästung der Stadt käuflich zu überlassen, unverzinsliche Darlehen zum Ankaufe von Ferkeln und Läuferschweinen ab. Den Züchtern können hierbei auf Verlangen von den gemästeten Tieren eins oder mehrere für den eigenen Bedarf zur Hausschlachtung überlassen werden. Auch soll vonseiten der Stadt versucht werden, die nötigen Futtermittel herbeizuschaffen. — Ein Lebenszeichen nach beinahe zwei Jahren traf dieser Tage bei den Angehörigen des seit 7. September 1914 vermißten Soldaten Max Kuhnert in Friedrichsgrün ein. Durch das Rote Kreuz wurde mitgeteilt, daß sich der längst Totgeglaubte als Kriegsgefangener im Lager zu Agen in Südfrankreich befindet. — Der Bau der Elektrischen Bahn Rumburg—Seifhennersdorf—Warnsdorf soll wieder in Angriff genommen und, wenn möglich, noch während des Kriegs gefördert werden. — Ueber den Ort Pockau-Lengefeld gingen in den letzten Tagen außerordentlich schwere Gewitter nieder. Die Gutsbesitzersehefrau Börner, die mit ihrem Manne auf dem Felde mit Heueinfahren beschäftigt war, wurde vom Blitz getroffen und sofort getötet. Gutsbesitzer Börner selbst wurde nur betäubt und kam nach kurzer Zeit wieder zu sich. In dem benachbarten Görsdorf schlug der Blitz in das Gehöft des Wirtschaftsinspektors Ernst Ullmann und zündete. Wohnhaus und Scheune wurden ein Raub der Flammen. Auch Vieh wurde in beiden Orten mehrfach vom Blitz getötet. — Die Volksküche in Hohenstein-Ernstthal erfreut sich einer so regen Benutzung, daß wahrscheinlich noch eine dritte Ausgabestelle errichtet werden wird. Vom Bezirksverband wurden als Beihilfe 5000 M. und vom Landesausschuß für Kriegshilfe 500 M. überwiesen. — Für das laufende Jahr mußte ein sich bei den städtischen Kassen in Johanngeorgenstadt nach dem Haushaltplane ergebender Fehlbetrag von 120 000 M. gedeckt werden, und es machte sich die Erhebung der Stadtanlagen von 220 Prozent der Staatseinkommensteuer nötig. Um aber die Kriegsausgaben auch auf die künftigen Zeiten zu verteilen und die jetzigen Steuerzahler nicht allzu sehr zu belasten, soll eine Anleihe aufgenommen werden.

# Stadt-Chronik.

**Was tun die Preisprüfungsstellen?**

Es vergeht fast kein Tag, an dem wir nicht Zuschriften erhielten, in denen Unwille und Empörung über die gegenwärtigen Ernährungsverhältnisse zum Ausdruck kommen. Sie alle zur öffentlichen Kenntnis zu bringen ist — obwohl es an sich wünschenswert erscheint! — schon aus Raumgründen, mehr noch aber aus anderen, unmöglich. Der Unwille richtet sich nicht nur gegen den Krieg überhaupt, sondern auch dagegen, daß es viel schlimmer ist als es sein würde, wenn man entschiedener gegen den Lebensmittelwucher vorginge. Auf alle noch so energischen Eingaben hat man beschwichtigende Worte und Versprechungen, daß es besser werden soll. In Wirklichkeit bleibt in der Hauptsache alles beim alten! Ein deutliches Beispiel dafür geben besonders die Preisverhältnisse auf dem Obst- und Gemüsemarkt. Wir haben sie wiederholt gekennzeichnet und auch Wege gezeigt, wie bessernd eingegriffen werden könnte. Manche Gemeinden haben guten Willen gezeigt, indem sie die Obsternte in eigene Regie nahmen oder sonst Vorkehrungen gegen die maßlose Obst- und Gemüseverteuerung trafen. Aber das sind Tropfen auf den glühenden Stein. Meist kommen dabei kleinere Gemeinden in Betracht, deren Maßnahmen nur einem sehr kleinen Kreis von Menschen zugute kommen. Die großen zentralen Ernährungsorganisationen stehen noch heute diesem Preiswucher tatenlos gegenüber. So kommt es, daß Obst und Gemüse von Aufkäufern gegen unglaubliche Phantasiepreise erworben werden, noch ehe geerntet ist. Auch die Preisprüfungsstellen scheinen da völlig zu versagen. Dazu wird uns unter anderem aus Arbeiterkreisen geschrieben:

„Die Preisverhältnisse auf dem Obst- und Gemüsemarkt sind in den letzten Tagen geradezu unerträglich geworden. Wenn man zum Beispiel vor Jahresfrist ein Pfund Kirschen noch um 20 bis 25 Pf. erstehen konnte, so mußte man jetzt mehr als das Doppelte dafür aufwenden, wenn man nicht ganz darauf zu verzichten hat, wie es einem großen Teil der armen Bevölkerung tatsächlich ergeht. 65 Pfennig für ein einziges Pfund hiesiger Kirschen! Das ist ein Preis, wie er in Friedenszeiten selbst für die erste und allerbeste Ware aus dem fernen Süden nicht verlangt wurde. Und dabei wird doch niemand behaupten können, daß die diesjährige Ernte eine schlechte gewesen sei. Wo bleiben denn da die Preisprüfungsstellen? Oder ist dieser Preis immer noch „angemessen"? Sind denn beim Obstbau die Produktionskosten auch so enorm gestiegen? Haben etwa Obstbäume, Stachel- und Johannisbeersträucher auch an diesem großen „Futtermangel" gelitten? Diese wüste Preistreiberei muß auf die ärmere Bevölkerung geradezu aufreizend wirken! Man fragt sich unwillkürlich: Sind denn alle Nahrungsmittel nur noch für die Besitzenden reserviert? Die Minderbemittelten erblicken sehnsüchtig die hinter Schaufenstern und auf Markthallenständen aufgeschichteten Berge

---

# Väter und Söhne.

Von Iwan Turgenjew.

Am anderen Morgen erschien Bazaroff gegen 8 Uhr bei ihm, er hatte inzwischen seine Effekten gepackt und alle seine Frösche, Vögel und Insekten in Freiheit gesetzt.

„Sie kommen, mir Lebewohl zu sagen," sagte Kirsanoff aufstehend.

„Mein Gott, ja!"

„Ich verstehe Sie und gebe Ihnen vollkommen recht. Mein armer Bruder hat ohne Zweifel Unrecht gehabt, auch ist er dafür gestraft. Ich weiß es von ihm selber, daß er Sie in die Unmöglichkeit versetzt hatte, anders zu handeln, als Sie taten. Ich glaube, daß es Ihnen sehr schwer geworden wäre, dies Duell zu vermeiden, welches . . . welches sich bis zu einem gewissen Grade aus dem beständigen Widerstreit Ihrer gegenseitigen Ansichten erklärt. (Nikolaus Petrowitsch verwirrte sich in seinen Worten und atmete schwer.) Mein Bruder ist reizbarer Natur, eigensinnig den alten Ideen zugetan . . . Ich danke Gott, daß alles so ohne weitere Folgen abgelaufen ist; übrigens habe ich alle Vorkehrungen getroffen, daß die Sache nicht ruchbar wird . . ."

„Ich werde Ihnen meine Adresse hinterlassen und, falls man aus alledem eine Geschichte machen wollte, können Sie mich immer wieder finden," warf Bazaroff hin.

„Hoffentlich ist diese Vorsicht unnötig. Eugen Wassiljitsch . . . Ich bedauere sehr, daß Ihr Aufenthalt in unserem Hause ein . . . derartiges Ende genommen hat. Das bekümmert mich um so mehr, als Arkad . . ."

„Vermutlich werde ich ihn wiedersehen," erwiderte Bazaroff, den jede Art von „Auseinandersetzung" oder „Erklärung" ungeduldig machte. — „Andernfalls bitte ich Sie, ihn von mir zu grüßen und ihm mein ganzes Bedauern auszudrücken."

„Auch ich bitte Sie . . .", antwortete Kirsanoff sich verbeugend.

Bazaroff wartete jedoch das Ende der Phrase nicht ab und ging.

Als Paul erfuhr, daß Bazaroff im Begriff sei, abzureisen, äußerte er den Wunsch, ihn zu sehen und drückte ihm die Hand. Bazaroff aber zeigte sich nach seiner gewöhnlichen Art kalt wie Eis; er merkte sehr wohl, daß Paul den Großmütigen spielen wollte. Von Fenitschka konnte er nicht Abschied nehmen; er begnügte sich damit, ihr einen Blick zum Fenster hinauf zuzuwerfen. Sie kam ihm traurig vor. „Sie weiß sich vielleicht nicht zu helfen?" dachte er . . . „Uebrigens warum nicht?" Peter war derart gerührt, daß er an die Schulter Bazaroffs gelehnt, so lange weinte, bis dieser ihn mit der Frage zur Ruhe brachte, „ob seine Augen vielleicht in feuchtem Boden stünden?" Duniascha mußte in das Gehölz laufen, um ihre Bewegung zu verbergen. Der Urheber all dieser Schmerzen bestieg eine Telege, steckte sich eine Zigarre an, und als er vier Werst weiter, bei einer Wendung des Weges zum letztenmal das Haus Kirsanoffs mit seiner ganzen Umgebung erblickte, spie er aus, murmelte zwischen den Zähnen „verfluchte Krautjunker" und hüllte sich in seinen Mantel.

Das Befinden Pauls besserte sich rasch; doch hütete er beinahe noch eine Woche lang das Bett. Er ertrug seine Gefangenschaft, wie er's hieß, ziemlich geduldig, verwandte aber einen großen Teil seiner Zeit auf seine Toilette und ließ beständig mit kölnischem Wasser räuchern. Kirsanoff las ihm die Zeitung vor und Fenitschka bediente ihn wie gewöhnlich, sie brachte ihm Fleischbrühe, Limonade, weiche Eier, Tee. Aber ein geheimer Schreck bemächtigte sich ihrer jedesmal, wenn sie in sein Zimmer trat.

Paul Petrowitschs jugendlicher Streich hatte alle Bewohner des Hauses und namentlich Fenitschka erschreckt; Prokofitsch war der Einzige, der mit der größten Seelenruhe davon sprach; zu seiner Zeit, sagte er, hätten sich die Herren oft geschlagen, „aber streng unter sich und nie mit solchen Lumpen, wie der da. Man ließ solche Leute im Stall ausbauen, wenn sie unverschämt wurden."

Das Gewissen machte Fenitschka keinen Vorwurf, sie fühlte sich aber doch sehr beunruhigt, so oft eine Ahnung von der wahren Ursache des Streites über sie kam; zudem sah sie Paul so sonderbar an . . . daß sie, selbst wenn sie ihm den Rücken wandte, die Wirkung seines Blickes zu spüren glaubte. Infolge dieser beständigen Aufregung wurde sie mager und dadurch, wie dies bei Frauen dieses Alters immer der Fall ist, nur noch hübscher.

Einmal (es war eines Morgens) hatte Paul, der sich viel besser fühlte, sein Bett verlassen und sich auf das Sofa gelegt; Kirsanoff kam, um zu fragen, wie er sich befinde und ging dann, um nach den Dreschern zu sehen.

Fenitschka brachte eine Tasse Tee, stellte sie auf den Tisch und war im Begriff, sich wieder zu entfernen, als Paul sie zurückhielt.

„Warum wollen Sie mich so schnell verlassen, Feodosia Nikolajewna," sagte er zu ihr, „haben Sie etwas zu tun?"

„Nein . . . ja . . . Ich muß drunten den Tee einschenken."

„Duniascha wird das in Ihrer Abwesenheit besorgen; bleiben Sie ein wenig bei einem armen Kranken. Zudem habe ich mit Ihnen zu reden."

Fenitschka setzte sich schweigend auf den Rand eines Lehnsessels.

„Hören Sie," fuhr Paul, seinen Schnurrbart zupfend, fort, „ich wollte Sie schon lange fragen, warum Sie, wie es scheint, Angst vor mir haben?"

„Wer? Ich?"

„Ja, Sie . . . Sie sehen mir nie gerade ins Gesicht; es scheint, daß Ihr Gewissen nicht ganz rein ist."

Fenitschka errötete, sah Paul Petrowitsch aber an. Der Ausdruck seines Gesichts schien ihr so unheimlich, daß sie im Grunde ihres Herzens erbebte.

„Ist Ihr Gewissen rein?" fragte er sie.

„Warum sollt' es nicht?" fragte sie mit leiser Stimme.

„Was weiß ich? Uebrigens gegen wen könnten Sie sich etwas haben zuschulden kommen lassen? Gegen mich unmöglich. Gegen irgend jemand anders im Hause? Das scheint mir gleichfalls nicht annehmbar. Gegen meinen Bruder . . . Nein, denn Sie lieben ihn."

„Ja, gewiß liebe ich ihn."

„Von ganzem Herzen? Aus voller Seele?"

„Ich liebe Nikolaus Petrowitsch von ganzem Herzen!"

„Wahrhaftig? Sehen Sie mich ein wenig an, Fenitschka! (Es war zum erstenmal, daß er ihr diesen Namen gab.) Sie wissen . . ., daß Lügen eine große Sünde ist."

„Ich lüge nicht, Paul Petrowitsch. Wenn ich Nikolaus Petrowitsch nicht liebte, verdiente ich nicht zu leben."

„Und Sie würden ihn für niemand hingeben?"

„Für wen sollte ich ihn denn hingeben?"

„Für wen? Wer weiß? Da ist z. B. der Herr, der uns vor kurzem verlassen hat."

Fenitschka stand auf.

„Um des Himmelswillen! Paul Petrowitsch, warum quälen Sie mich so? Was hab' ich Ihnen getan? Wie kann man so etwas sagen?"

„Fenitschka," erwiderte Paul Petrowitsch traurig, „ich habe alles gesehen . . ."

„Was haben Sie gesehen?"

„Da unten . . . in der Laube . . ."

Fenitschka wurde plötzlich über und über rot.

„Ist das meine Schuld?" stotterte sie.

Paul richtete sich auf.

„Sie sind nicht schuldig? Nicht? In keiner Weise?"

(Fortsetzung folgt.)

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id416951805-19160729/5 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG